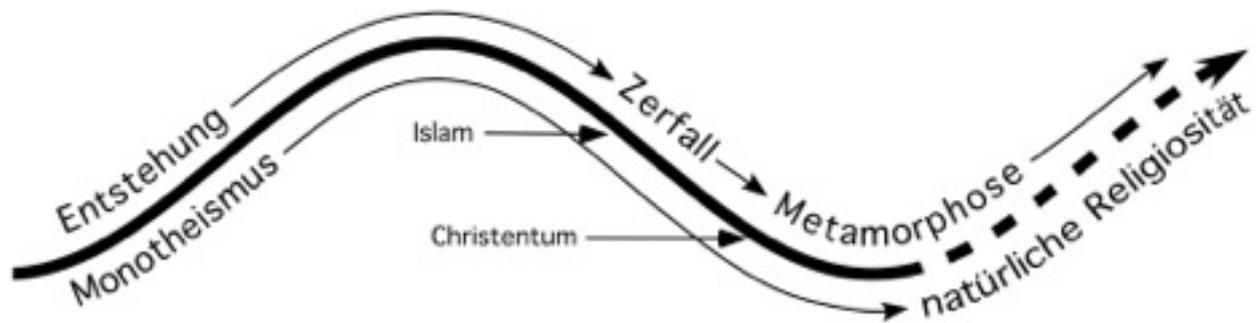


Von der Kollektiv-Religion zur individuellen Spiritualität -

eine Metamorphose, die mein Leben prägte

Rolf Kaufmann

Liebe Freunde,
wie ihr wisst, feiere ich heute, am 26. Januar 2018, meinen 78. Geburtstag. Schön, dass ich mit euch zusammen in der IG: „Sein und Sollen“ feiern darf! Das heutige Thema habe ich auf unsere IG abgestimmt: „Von der Kollektiv-Religion zur individuellen Spiritualität.“



Diese Sinuskurve hat mein Leben und die IG geprägt. Wie ist das alles gekommen?
Ich beginne mit Erzählen ganz vorn, mit der Religion meiner Eltern.

Mein religiöses Erbe

Mein Vater wurde streng katholisch erzogen. Als er erwachsen war, trat er aus der Kirche aus und suchte in der Naturwissenschaft und im Sozialismus Antworten auf die Frage nach einem zeitgemässen *Sein und Sollen*. Damit vollzog er den 1. Schritt der Mutation des Bewusstseins: Er schüttelte das archaisch-mythische Weltbild ab, las Feuerbach und Marx und sympathisierte mit dem Sozialismus und Kommunismus gegen Hitler. Damit erreichte er die Talsohle der Sinuskurve, wo er für den Rest des Lebens stecken blieb. Den zweiten Schritt der Mutation zu tun (↗), war ihm nicht vergönnt, und den Rückweg ins alte Weltbild (↖) versperrte ihm sein gründliches Denken.

Das religiöse Leben meiner Mutter verlief ganz anders. Sie wuchs religiös frei auf, am Rand der reformierten Kirche, der sie zeitlebens angehörte. Im Gegensatz zum Vater war sie von Natur aus religiös. Die rationale Seite des Glaubens interessierte sie nicht; sie wollte die Religion nicht verstehen, sondern erleben. Schon als junge Frau umarmte sie Bäume im Wald. Später war sie mit dem Vater Mitglied der „Naturfreunde“. In Verdi-Opern und vor religiösen Bildern lief es ihr bisweilen kalt den Rücken hinunter. Das waren für sie religiöse Erlebnisse. Religion war keine Theorie über Gott, sondern eine Erfahrung des Numinosen. Sie war gut geerdet und hatte mit Dogmatik nichts am Hut.

Beim Vater stand die rationale, bei der Mutter die irrationale Seite der Religion im Vordergrund. Auf die religiöse Frage der Gegenwart fanden weder meine Eltern noch die Kirchen eine befriedigende Antwort. Die Frage wird weitgehend verdrängt. Vogel-Strauss-Politik.

Ich selber bin religiös veranlagt wie meine Mutter und denke kritisch wie mein Vater. Weil ich beide Seiten von innen her kenne und schätze, versuchte ich schon früh, sie zu verbinden, wie es die Ellipse tut, deren Brennpunkte fest auf einander bezogen sind. Das Bild der Ellipse prägte mein Denken seit der Adoleszenz. Ich war davon überzeugt, dass sich der rationale und der irrationale Pol der Religion ergänzen.

Das schwante mir schon als Kind.

Kindheit

Dass mein Vater Atheist sei, durfte man damals nicht sehr laut sagen. Obwohl er mit Religion nichts anfangen konnte, erhielt ich, wie die andern Kinder, eine Bilderbibel; es war die weit verbreitete Ausgabe von Julius Schnorr von Carolsfeld. Ich schlief auch mit dem Lied ein: „Ich ghöören es Glöggli...; de lieb Gott im Himel wiird au bii mer sii.“ Es war natürlich meine Mutter, die es sang; der Vater überliess die religiöse Früherziehung ihr und wartete mit der Aufklärung, bis ich den dazu nötigen Verstand entwickelt hatte.

Ich blätterte oft in meiner Bibel. Viele Geschichten faszinierten mich, z.B. die des *Simson*, der mit Gottes Hilfe einen Löwen erwürgte, später aber von *Delilah* verhext wurde.

Der Simson-Mythos fesselte mich, weil ich intuitiv ahnte, dass auch *von mir* die Rede war:

Simson kommt von *Schämäsch*; so heisst die *Sonne* auf hebräisch. Simson war einst ein Sonnengott gewesen, der über den Tag herrschte. Er symbolisiert das helle, klare *Bewusstsein*, das auch mir wichtig wurde; auch ich wollte stark und klug werden wie Simson, der alle Feinde besiegte und sämtliche Rätsel löste. *Delilah* dagegen hat mit *Laila* zu tun; so heisst die *Nacht* auf hebräisch. Delilah war einst eine Königin der Nacht gewesen. Sie symbolisiert das irrationale *Unbewusste*, das uns verhexen kann. Auch ich lief Gefahr, von Delilah bezirzt zu werden. Die Tiefenpsychologie half mir, die Machenschaften der Circe zu durchschauen und mich deren Fängen so weit wie möglich zu entziehen.

In Simson und Delilah erscheinen die Gegensätze der Psyche personifiziert und projiziert. Die beiden sind Metaphern für das Helle und das Dunkle, für Verstand und Gefühl, für den oberen und den unteren, den himmlischen und den irdischen Pol der Psyche, die lichte Krone und die dunkle Wurzel unseres Daseins.

In der Bibel sind sie keine Götter mehr, weil die alten Hebräer die jenseitigen Wesen in Sterbliche verwandelten („säkularisierten“). Sie liessen nur *Jahwe* im Himmel übrig. In ihren Augen verdiente nur er es, als Gott verehrt zu werden. Dieser Prozess begann in Altisrael im 8. Jh. v. Chr.; das Ergebnis war der Monotheismus. Mit ihm begann die Entzauberung der Welt, die „Entmythologisierung“, die die Moderne zu Ende führte. Der heutige Mensch denkt nicht mehr archaisch-mythisch, sondern aufgeklärt-säkular.

Mein damaliges Gottesbild war noch ganz das archaisch-mythische. Ich erinnere mich, wie mein Cousin und ich bisweilen, wenn sich die Wolken am Himmel teilten, Gott erspähen wollten, der ja hinter den Wolken wohnte. Hin und wieder war uns ein kurzer Blick auf den wunderbaren göttlichen Thron vergönnt.

Jugend und Adoleszenz

Als ich ins Realien-Alter kam, erkannte ich, dass Mythen und Märchen nicht „wahr“ sind. Nun begann mich „die wirkliche Welt“ zu interessieren, und „Kindergeschichten“ traten in den Hintergrund. Gleichwohl ging ich noch, wie die andern, in den Religionsunterricht und liess mich confirmieren. Religiös war ich noch kollektivgesteuert.

Im Gymnasium hatte ich einen Freund, Sohn eines Professors, der in einer schönen Villa am Zürichberg wohnte, wo ich bisweilen zu Gast sein durfte. Die gebildete Atmosphäre gefiel mir. Mein Vater war Lokomotivführer, und wir wohnten in einem Block.

Als mein Freund seinen Vater einmal fragte, ob er in einer christlichen Jugendgruppe mitmachen dürfe, antwortete ihm dieser, er könne das natürlich schon; er dürfe nur nicht vergessen, dass das Christentum eine ziemlich primitive Mythologie habe...

So dachte man Mitte des 20. Jahrhunderts an der Spitze der Bewusstseinsevolution.

Gegen Ende der Mittelschule stand die Berufswahl an. Ich sollte eine Arbeit finden, die mich befriedigte und mit der ich meine künftige Familie ernähren konnte. Da Berufswechsel mit Schwierigkeiten verbunden waren, musste die Wahl gründlich überlegt werden.

Am attraktivsten schien mir der Beruf des Turnlehrers. Turnen war mein Lieblingsfach, und Lehrer wollte ich schon immer werden.

Wie wichtig mir das Turnen war, zeigt folgende Begebenheit: Im ersten Zeugnis des Gymnasiums (ich war 13) erhielt ich im Turnen die Note 4-5. Was für ein Unrecht! Ich hatte eine 5-6 erwartet. Ich fragte meinen Freund, der im Turnen gleich gut war wie ich, was er für eine Note bekommen habe. Als ich seine 5-6 sah, bat ich ihn, sofort mit mir zum Turnlehrer zu kommen, bevor dieser weggehe. Wir erwischten ihn gerade noch, zeigten ihm die Zeugnisse und beteuerten, wir hätten dieselbe Note verdient. Nach einem kritischen Blick lenkte er ein. Wir durften ihn in sein Büro begleiten, wo er meine 4-5 mit dem Tintengummi ausradierte und durch eine 5-6 ersetzte. Nun war die Welt wieder in Ordnung. Was für ein wunderbarer Ferienanfang! Am nächsten Tag radelten wir zu dritt mit dem Zelt in die „Sonnenstube“ der Schweiz, ins Tessin.

Ich wurde aber nicht Turnlehrer; die Vernunft sagte mir, wenn ich älter werde, erleide mir das Turnen womöglich. Zudem befriedigte dieses Studium meine philosophische Ader nicht. Mit Goethes *Faust* wollte ich wissen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“.

Interessanter wäre das Chemiestudium gewesen; damals wurde die DNA entdeckt, und ich wollte ja dem Leben auf die Spur kommen. Doch die Vorstellung, stets Chemie unterrichten zu müssen, war unbefriedigend. Ich suchte weiter.

Am liebsten hätte ich mehrere Fächer studiert, z.B. Sport, Chemie und Philosophie. Heute gibt es ein Gymnasium für Kunst und Sport. Das wäre meine Traumschule gewesen! Ich sang bei den Zürcher Sängerknaben, spielte Geige, zeichnete und malte gerne und war sportverrückt - noch mit Dreissig wurde ich Glarner Mehrkampf-Meister. Jeder Tag in einer solchen Schule wäre für mich ein Sonntag gewesen. Doch diese Schule gab es nicht. Bei uns herrschten Zucht und Ordnung. Der Lehrerkonvent rügte mich einmal, er glaube, ich betrachte die Schule als ein Amusement; wenn das nicht bessere, würden sie mir die Daumenschrauben anziehen... Sonst schätzte ich meine Lehrer; sie waren gute Pädagogen, und zudem wusste ich, dass sie nicht ganz unrecht hatten. Ich habe das kantonale Literaturgymnasium in bester Erinnerung.

Eine weitere Option war der Beruf des Pfarrers. In Jugend-Lagern hatte ich Pfarrer kennen gelernt, die mir diesen Beruf schmackhaft machten. Was mir gefiel, war der Kontakt mit allen Altersstufen und sozialen Schichten. Das interessierte mich, und das Studium der Theologie sprach meine faustisch-philosophische Ader an.

Ein Traum half mir, mich zu entscheiden: Ein überheller Lichtstrahl durchleuchtete mich; ich wurde ausgeleuchtet. Wortlos fragte mich das Licht, ob ich bereit sei, ihm zu folgen. Ich stammelte: „Ja.“

Ich hielt den numinosen Traum für eine Gotteserfahrung. Heute ist mir klar, dass ich nicht dem Weltschöpfer, sondern meinem Licht-Archetyp begegnete. Es war mein starker Drang nach Erkenntnis, meine innere Sonne, Simson, der das Szepter ergriff.

Der Traum stellte mich auf den Weg der Aufklärung, den mir mein Vater vorangegangen war. Da ich aber nicht gegen eine erzkatholische Erziehung rebellieren musste wie er, wurde ich kein Atheist, sondern ein aufgeklärter Christ. Ich wollte die Bibel entzaubern.

Theologiestudium

Das Universitätsstudium brachte mir intellektuelle Klarheit, vor allem in zwei Bereichen:

1. Zum einen erhielt ich eine solide Einführung in die *historisch-kritische Forschung*. Ich lernte, die Bibel wissenschaftlich zu analysieren. Dabei dringt man durch den vorliegenden

Text bis zur ursprünglichen Quelle vor, z.B. einer numinosen Erfahrung (dem Mythos von der Auferstehung Jesu liegen konkretistisch verstandene Visionen zugrunde).

2. Zum andern half mir das *Programm der Entmythologisierung*, das Rudolf Bultmann 1941 gestartet hatte, die Bibel zeitgemäss zu verstehen. Zwei Beispiele:

a) Die Entmythologisierung des Karfreitags

Der Karfreitagsmythos vom erlösenden Opfertod Jesu besagt, dass die Tieropfer, die täglich im Tempel dargebracht wurden, nicht mehr nötig seien, weil das Opfer Jesu am Kreuz Gott bereits versöhnt habe, und zwar ein für alle Mal. Gott solle darum nicht mehr mit blutigen Riten, sondern ihn *im Geist* angebetet werden.

Für die religiöse Evolution war der Karfreitagsmythos einst ein echter Fortschritt. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass auch der Karfreitags-Mythos nicht ohne Blut auskommt: Es ist ja *Blut*, das Gott versöhnt und die Gläubigen erlöst! Der Glaube an die Wirkung von Blutopfern war dem archaischen Menschen offenbar so tief eingefleischt, dass er diesen nicht in einem einzigen Schritt überwinden konnte. Doch inzwischen haben Aufklärung und Moderne die archaische Vorstellung restlos überwunden. Bultmann:

„Der moderne Mensch kann die Lehre von der stellvertretenden Genugtuung durch den Tod Christi nicht verstehen. Wie kann meine Schuld durch den Tod eines Schuldlosen gesühnt werden? Welche primitiven Begriffe von von Schuld und Gerechtigkeit liegen solcher Vorstellung zugrunde! Welch primitiver Gottesbegriff!“

Der Karfreitagsmythos ist überholt. Dasselbe gilt auch für den Ostermythos. Karfreitag und Ostern, einst tragende Säulen des Christentums, bröckeln unaufhaltsam und irreversibel.

b) Die Entmythologisierung von Ostern

An Ostern preist die Kirche die Auferstehung Jesu von den Toten. Die Frage, ob ein Toter wieder lebendig werden könne, ist biologisch einwandfrei geklärt. Es bleibt nichts anderes, als Ostern zu entmythologisieren. Was dann vom Ostermythos noch bleibt, ist das Faktum, dass *die Sache Jesu* weiterging. Die Jesus-Bewegung hatte offenbar etwas angestossen, das sich nicht mehr rückgängig machen liess.

Bultmanns Programm wurde für mich verbindlich. Ich hielt zeitlebens daran fest, deutete die Bibel später aber tiefenpsychologisch, nicht existenzphilosophisch wie Bultmann.

In der aufgeklärten Atmosphäre der theologischen Fakultät war es einfach, sich als Bultmann-Fan zu outen, im Dienst der Kirche weniger. Das darf kein Grund sein, auf die Entmythologisierung zu verzichten. Sie ist immerhin ein Meilenstein der Evolution.

Leider waren Universität und Kirche kaum vernetzt. Professoren waren der Wissenschaft verpflichtet, angehende Pfarrer der Kirche. Einem Professor rutschte einmal der Satz heraus: „Wenn die Kirchenleitung wüsste, was wir hier tun, würde sie uns den Geldhahn zudreihen.“ Theologische Forschung und kirchliche Praxis waren zwei verschiedene Paar Stiefel. Im 16. Jh. hatte Zwingli den Grundstein der Universität gelegt; im 20. Jh. war von diesem weiten Horizont nicht mehr viel übrig. Wissen und Glauben waren jetzt getrennt. Die Theologie verkopfte, und die Kirche wurde zu einem Auslauf-Modell.

Pfarramt

1964 schloss ich das Studium mit dem Staatsexamen ab, und 1965 wurde ich als VDM (Verbi Divini Minister) ordiniert und in der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Zürich installiert. Damit war ich als Pfarrer wählbar. Nun war es Brauch, dass junge Zürcher Pfarrer ihre Hörnchen in Bergkantonen abstiessen, im Glarner- und Bündnerland. Ich schloss mich dieser Tradition an und liess mich von der Kirchgemeinde auf dem Kerenzberg über dem schönen Walensee wählen. Dort traf ich noch Verhältnisse aus vorindustrieller Zeit an. Die Kirche war noch im Dorf: Gemeindepräsident, Pfarrer, Lehrer

und Arzt bildeten die *Notabeln*. Pietisten und Biblizisten, die an das erlösende Blut Jesu und an dessen leibliche Auferstehung glaubten, gab es fast keine. Das kam mir entgegen; einer solchen Gemeinde wollte ich einen zeitgemässen Glauben vermitteln.

Ich versuchte nun, das im Studium Gelernte weiterzugeben. Doch ich sah bald, dass für neue theologische Errungenschaften kein Interesse vorhanden war. Was man hier hätte brauchen können, wäre eine praxisnahe, psychologisch fundierte Lebenshilfe gewesen. Doch meine Ausbildung dafür war mehr als dürftig; nur schon das Wort „Psychologie“ war an der theologischen Fakultät verpönt.

Was ich für die Gemeinde anscheinend tun konnte, war, verschiedene Ämter zu bekleiden, etwa das eines Aktuars (der Kirch- und Schulgemeinde, des Waisen-Amtes und Langlauf-Clubs). Zudem übernahm ich das Präsidium des Krankenpflege-Vereins, der Pro Senectute und der Flüchtlingshilfe. Ich glaubte, mich in äussere Aktivitäten stürzen zu müssen. Ich wurde ein „Hans-Dampf-in-allen-Gassen“. Erst als der Glarner Turnverband fragte, ob ich sein Präsident werden möchte, realisierte ich, dass mir die Extraversion langsam zum Verhängnis wurde. Ich ging in mich und suchte eine Aufgabe, die mir mehr entsprach. Kurz danach wurde das Amt des kantonalen Spitalseelsorgers frei.

Spitalpfarramt

Diese Aufgabe galt als ein Zwei-Tage-Pensum. Insofern war sie eine ideale Ergänzung zur Arbeit in meiner Kirchgemeinde, die als Vier-Tage-Gemeinde eingestuft war. Zusammen ergäbe das die übliche Sechs-Tage-Woche des Pfarrers - sechs Tage, weil Gott zur Erschaffung der Welt sechs, nicht fünf Tage brauchte.

Gegen diese Aufgabe schien zu sprechen, dass die Spitalpfarrer meist viel älter waren als ich; es kursierte der üble Spruch: „Spitalpfarrer wirst du nach dem ersten Schlaganfall...“ Zudem war meine Ausbildung dafür völlig ungenügend. An der Universität wurden wir gelehrt, es gehe auch in der Seelsorge letztlich um *die Verkündigung des Wortes*. Bei Krankenbesuchen musste der Seelsorger darum einen Bibelvers finden, der den Rat-suchenden Trost spendete und am Schluss feierlich deklamiert werden konnte.

Trotz aller Bedenken bewarb ich mich um die Stelle und erhielt sie. Es war ein irrationaler Entscheid, den ich wie ein Schlafwandler traf, ganz intuitiv, nicht mithilfe des klaren, rationalen Verstandes, sondern aufgrund eines irrationalen Gefühls. Heute scheint mir, mein Selbst habe hier eingegriffen, wie schon mit dem numinosen Traum bei der Berufswahl.

Der Entscheid sollte mich in dreifacher Hinsicht innerlich entscheidend weiterbringen:

1. Zum einen kam ich in Kontakt mit der *ökumenischen Bewegung*.

Im Zweiten Vatikanischen Konzil hatte Papst Johannes XXIII. die Türen und Fenster seiner Kirche geöffnet und frische Luft herein gelassen. Dieses „Aggiornamento“ inspirierte meinen katholischen Kollegen im Spital und mich zur Zusammenarbeit. Wir waren uns auf Anhieb sympathisch; auch er war viel jünger als andere Spitalpfarrer. Wir beschlossen, die Arbeit ökumenisch zu gestalten: Wir besuchten die Patienten ohne Unterschied der Konfession und waren alle Tage präsent, er dienstags, donnerstags und samstags, ich montags, mittwochs und freitags. Die Sonntagsgottesdienste feierten wir gemeinsam, was sehr begrüsst wurde. „Endlich!“, hiess es, „es gibt ja nur *einen* Herrgott.“ Sehr viele wünschten sich den Zusammenschluss beider Kirchen. Als ich an Ostern 1971 in Näfels im Hauptgottesdienst die Predigt hielt und bei der Verteilung der Hostie mithalf, freuten sich alle.

2. Zum andern begegnete ich der *Meditation*.

Die Initiative ging vom Chefarzt aus, der uns bat, dem Personal eine Einführung in die Meditation zu geben. Der Bitte kamen wir gerne nach. Aus dem Einführungskurs entstand schliesslich eine ökumenische Meditationsgruppe im Glarnerland.

Es waren jene Jahre, als die *Zen-Meditation* in der katholischen Kirche Fuss fasste, was weitgehend das Verdienst des Jesuiten *Hugo Enomiya-Lassalle* und seiner Schüler war. In den Zen-Kursen war ich jeweils der einzige Reformierte; ich fühlte mich unter den Katholiken stets sehr willkommen geheissen. Die Ökumene funktionierte.

Um andere im Meditieren unterrichten zu können, mussten wir zuerst selber meditieren lernen. So pilgerten wir zu einem Meister nach Schaffhausen. Die Nachmittage in seinem schönen Haus am Rhein waren für uns beide eine grosse Bereicherung.

Beim zweiten Besuch erschien mir beim Meditieren eine feuerrote Sonne, die ins Meer eintauchte. Später, in der Ausbildung am Jung-Institut, lernte ich, dass *ich selber* die untergehende Sonne sei: Mein rationales Bewusstsein, die Mittagssonne, hatte den Zenith überschritten und machte sich nun auf den Weg in die zweite Lebenshälfte. Sie tauchte in tiefere, irrationale Schichten der Psyche ein, ins Meer des Unbewussten. Mit diesem katathymen Bild begann ein Prozess, den die Jungsche Psychologie (in Anlehnung an die ägyptische Mythologie) als *Nachtmeerfahrt* oder *Individuationsprozess* bezeichnet.

Das Bild der Abendsonne kündigte die Psychoanalyse an. Wie der numinose Traum und der Entscheid zum Spitalpfarramt, war es ein Wink von drüben, aus dem Unbewussten.

3. Zum dritten - das war entscheidend - kam ich zur *Tiefenpsychologie*.

Der erste Schritte in diese Richtung war ein Zeitungsartikel, wo von einer neuen Ausbildung für Krankenhausseelsorger die Rede war, dem CPT (Clinical Pastoral Training). Das interessierte mich. 1970 durfte ich einen 12-Wochen-Kurs in Bethel besuchen, wo wir von erfahrenen Chefarzten, Psychiatern und Psychotherapeuten in die Arbeit eines Klinikpastors eingeführt wurden. Nun hatte ich gefunden, wonach ich gesucht hatte. Mir wurde aber auch klar, dass ich meine psychologische Ausbildung noch gehörig vertiefen musste.

Das tat ich am Jung-Institut in Zürich, wo ich 1974 mit dem Studium der Analytischen Psychologie begann.

Jung-Institut

Im ersten Teil der Ausbildung stand die Analyse im Vordergrund. Bald kam ein entscheidender Traum: „Ich stehe im Talar in meinem Garten andächtig vor reifen Himbeeren; brennende Kerzen vertiefen die feierliche Atmosphäre.“

Im Traum war ich nicht ein reformierter „Diener des Wortes“, sondern ein heidnischer Priester. Was hiess das? Die Kirche duldet keine „Götzendiener“; die Heilige Schrift befiehlt ihre Ausrottung. Doch im Traum ging es friedlich zu und her...

Ich entschied mich, auf die Stimme meines Inneren zu achten und dieser den Vorzug vor kirchlichen Dogmen zu geben. Ich sagte mir, erstens lebe ich in einem aufgeklärten, modernen Staat, wo „Ungläubige“ nicht mehr verbrannt würden, und zweitens sei meine Kirche aufgeschlossen, modern und weitestgehend demokratisiert; eigentlich könne mir gar nichts Schlimmes passieren.

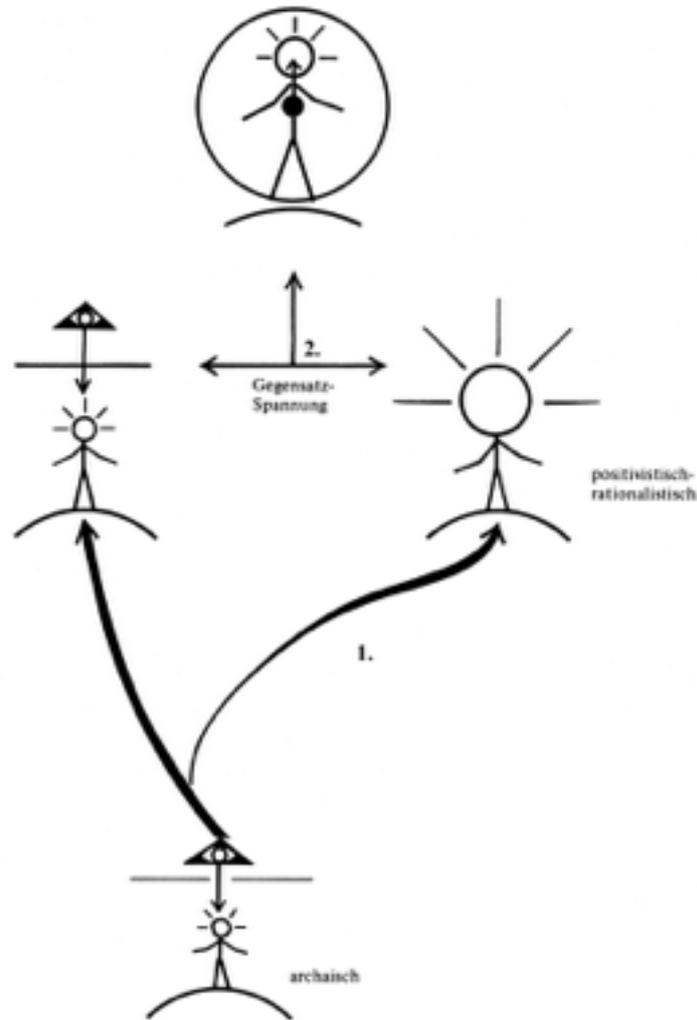
Damit begann meine Emanzipation aus dem religiösen Kollektiv. Im Geist von C. G. Jung liess mich auf meinen *Individuationsprozess* ein.

Das war allerdings eine „Heidenarbeit“...

Am meisten half mir dabei die Begegnung mit *Willy Obrist*, der 1976 eine Vorlesung am Jung-Institut hielt: *Die Mutation des Bewusstseins*. Dabei ging mir auf, dass sich die westliche Kultur in einer Transformation sondergleichen befindet; die traditionelle, auf dem archaisch-mythischen Weltbild basierende Kultur wandelt sich zurzeit fundamental.

Vertiefen wir uns wieder einmal in Obrists Grafik:

Die zwei Schritte der Mutation



Die beiden Schritte der Mutation (1. / 2.) führen zu einem neuen Welt- und Menschenbild (zuoberst in der Grafik). Mit dem Sieg der modernen Wissenschaft erodiert das alte, archaische Weltbild, auf dem die traditionellen Kulturen und Religionen basieren.

Der 1. Schritt der Mutation führt zu einem total neuen, zum positivistisch-rationalistischen Weltbild, das heute dominiert (Abbildung: Mitte rechts). Dabei wird die Vernunft überbetont; die Ratio tritt weitgehend an die Stelle, die einst Gott einnahm.

Der 1. Schritt der Mutation globalisiert heute. Dabei verblasst das Jenseits. Die Tiefenpsychologie erkennt in den jenseitigen Mächten der Alten an den Himmel projizierte, personalisierte Kräfte der unbewussten Psyche. Infolge dieser wissenschaftlichen Entdeckung wird die Transzendenz zur Domäne der Tiefenpsychologie. Diese löst Theologie ab und holt mit Ludwig Feuerbach (1804-1872) das Jenseits ins Diesseits herein, aber nicht nur intuitiv-philosophisch wie dieser, sondern wissenschaftlich, empirisch fundiert. Sie findet das Jenseits dort, wo es schon immer war: im unbewussten Bereich der Psyche.

Eine weitere Auswirkung des 1. Schritts der Mutation bildet der heute grassierende *Sittenzerfall*. Unsere Kultur steuert auf ein ethisches und religiöses Chaos zu; denn mit dem Verschwinden des Jenseits löst sich auch der Glaube an die Verbindlichkeit des Gesetzes auf. Der kopflastige Positivismus verdrängt die sozialen Instinkte und führt so zur Verein-samung des Menschen, die heute die Todesursache Nr. 1 in der westlichen Welt ist. Es ist darum höchste Zeit für den nächsten Schritt der Mutation.

Der 2. Schritt beginnt mit der *Wende nach innen*. Er überwindet die verheerenden Folgen des Positivismus. Er bringt nicht nur eine neue Spiritualität, sondern auch eine neue Ethik; deren Grundlage ist nicht mehr der Himmel, sondern die im Genom vererbte „Urgrammatik des menschlichen Verhaltens“ (*Irenäus Eibl-Eibesfeldt*). Diese Ethik wird nicht mehr von Theologen aus heiligen Schriften abgeleitet, sondern von Humanwissenschaftlern in einem inter- und transdisziplinären Dialog erarbeitet, von Biologen, Verhaltensforschern, Tiefenpsychologen, Juristen, Historikern und Philosophen. Sie ist eine natürliche Ethik, verbunden mit unseren sozialen Instinkten und deren kulturellen Varianten.

Die Religionen wähnen, sie seien vom Himmel geschaffen und hätten darum ewig Bestand. Darum wehren sie sich mit allen Mitteln gegen ihren Untergang, aber vergeblich: Im Universum gibt es nichts, das nicht dem: „Stirb und Werde!“ unterworfen wäre. Die Sinuskurve zeigt, dass sich die Religionen zurzeit in einer Midlife-Crisis befinden. Sie stehen im Spätherbst ihres Lebens; doch der Frühling der individuellen Spiritualität macht sich bereits bemerkbar: Wer hinblickt, sieht die Knospen. Wenn die Religionen die Diagnose der „Midlife-Crisis“ akzeptieren würden, würden sie sich wandeln und überleben. Doch sie wollen ewig jung bleiben; darum verkalken und verknöchern sie. Ihr Verderben ist mangelnde geistige Flexibilität; die Dogmatik macht sie alt und stur.

1980 schloss ich die Ausbildung am Jung-Institut ab. Aus der Diplom-Arbeit entstand das erste meiner 7 Bücher: „Der Apostel auf der Couch - die Bekehrung des Paulus.“ Der Titel war dem Walter-Verlag zu wenig seriös. Ersatztitel war: „Die Krise des Tüchtigen.“

Pfarramt für Lebensberatung

1980 arbeitete ich bereits in Uster. Ich war vom Glarnerland in die drittgrösste Stadt des Kantons Zürich gezogen, weil die Realisierung der ökumenischen Stelle für Lebensberatung im Glarnerland von der katholischen Kirchenleitung gebremst wurde. Ich liess mich aber nicht bremsen. Ich suchte und fand ein anderes Pfarramt für Lebensberatung. Ein solches errichtete die reformierte Kirchgemeinde Uster. Ich meldete mich dafür und wurde gewählt. Nun arbeitete ich als Allround-Pfarrer und als Psychotherapeut. Ich therapierte, predigte, erteilte Religions- und Konfirmanden-Unterricht, leitete die Erwachsenen-Bildung und die Sonntagsschule (mit 200 Kinder und 20 Helfern), bildete den Besuchsdienst weiter, taufte, traute, bestattete und besuchte Kranke. Die Vielfalt der Aufgaben sagte mir zu, und es war eine lebendige Kirchgemeinde.

Als Pfarrer waren wir zu sechst. Unsere Zusammenarbeit war gut. Ich verstand mich auch gut mit dem Präsidenten der Kirchgemeinde. Ein Beispiel: Spätabends auf dem Heimweg nach einer Sitzung sprechen wir über Träume. Er erzählte: „Im Traum war ich am Klettern; die Felswand wurde immer steiler, zuletzt überhängend.“ Das Thema war klar: Er lud zurzeit zu viel auf. Es ergab sich ein interessantes Gespräch, das er privat mit seiner Frau bis weit nach Mitternacht fortsetzte.

Ich säte oft auf fruchtbaren Boden, auch als Psychotherapeut: Ehemalige Patienten, denen ich helfen konnte, engagierten sich später aus Dankbarkeit in der Gemeinde.

Das einzige, was fehlte, war eine *Meditationsgruppe*. Ich schrieb einen Kurs aus zur Einführung in die Meditation. Das Echo war erstaunlich: Es entstanden vier Gruppen zu rund zehn Teilnehmern, die sich wöchentlich für anderthalb Stunden trafen. Da alle Gruppen weitermachen wollten, drohte mir die Arbeit über den Kopf zu wachsen. Ich fragte die Pflege um Entlastung an. Sie trat aber nicht darauf ein, mit dem Argument, meditieren sei keine Arbeit, sondern ein Freizeit-Hobby.

Das Hobby durfte auch nichts kosten. Da man zum Zazen eine weiche Unterlage benötigt, wob uns eine befreundete Firma zu einem Vorzugspreis einen Teppich mit dem Bild des Wagenrads von Bruder Klaus. Die Pflege steuerte keinen Beitrag daran. Kein Problem: Wer meditierte, kaufte einen Anteilschein am Teppich, der nun den Meditierenden gehörte. Dafür musste er nach jeder Meditation zusammengerollt und verstaut werden... Die Neophobie der Pflege wurde überwunden, als ich eine Liste der Meditierenden in eine Sitzung mitnahm und man sah, wer alles mitmachte. Die Meditation war akzeptiert.

Ich blieb elf Jahre in Uster. Es war, wie zuvor im Glarnerland, eine gute, erfüllte Zeit. Doch dann wurde im „Kloster Kappel“, dem „Haus für Stille und Besinnung“ der Zürcher Landeskirche, die Stelle des Studienleiters frei. Ich konnte nicht widerstehen, bewarb mich und erhielt den Posten. Ein Traum ging in Erfüllung!

Der Abschieds-Predigt in Uster legte ich das Gleichnis vom Kaufmann zugrunde, der eine einmalige Perle entdeckt hatte und dafür sein ganzes Vermögen einsetzte.

Kloster Kappel

Im „Haus der Stille“ konnte ich mich noch eingehender in die Meditation vertiefen und auch mithelfen, diese andernorts zu verbreiten. Zusammen mit Uschi, meiner Frau, die Schülerin eines Zen-Meister wurde, bildete ich in einem mehrjährigen Kurs 25 Gemeindepfarrer aus der ganzen Schweiz zu Meditationsgruppen-Leitern aus.

In diesen Jahren wurde die Meditation auch in der reformierten Kirche heimisch, und Uschi und ich erteilten mehrjährige Kurse zur Einführung in die natürliche, geerdete Spiritualität. Das war unser Beitrag zum 2. Schritt der Mutation des Bewusstseins.

Willy Obrist, der in Kappel oft Kurse gab, wurde mit den Jahren unser bester Freund. Er durfte sich bis zu seinem vierundneunzigsten Lebensjahr einer aussergewöhnlich guten Gesundheit erfreuen. Doch dann begann ein rascher Kräftezerfall, und es drohte die Einweisung in ein Pflegeheim. Da er seit Jahrzehnten Exit-Mitglied war und ich als Freitodbegleiter bei Exit engagiert war, bat er mich um den Freundesdienst, ihn in den Freitod zu begleiten, was ich ihm gerne zuliebe tat. Es war ein würdiger Abschied im Beisein seiner Tochter, seines Sohnes und der nächsten Angehörigen. Seine Tochter verabschiedete sich mit den Worten: „Du warst der beste Vater, den wir uns denken konnten“, und er entgegnete noch: „So. Das ist gut.“ Dann drehte er sich zur Seite und entschlief friedlich.

Im „Haus der Stille“ war der Kantonale Kirchenrat meine Aufsichtsbehörde. Solange dieser liberal war, freute er sich am Geist, der in Kappel herrschte. Doch dann gewann der konservative Flügel Oberhand, und der neue Präsident beurteilte meine Arbeit anders. Nach seiner dogmatisch-rechtgläubigen Ansicht betrieb ich nicht Theologie, sondern Psychologie und buddhistische Meditation. Nach diesem Verdikt sank der Wert meiner Aktien beim Kirchenrat rapid. Kappel wurde restrukturiert und meine Stelle wegrationalisiert. Unversehens standen Uschi und ich auf der Strasse, arbeitslos und ohne Wohnung.

Ich focht die widerrechtlich erfolgte Entlassung an und drohte, gerichtlich gegen den Kirchenrat vorzugehen. Dank der klugen Hilfe eines befreundeten Juristen konnte ich mich durchsetzen, bevor es zur Gerichtsverhandlung kam. Der Kirchenrat lenkte ein. Doch es

war zu viel Geschirr zerschlagen worden. Uschi und ich wollten nicht warten, bis wieder ein liberal gesinnter Kirchenratspräsident gewählt wurde. Wir traten aus der Kirche aus.

Das war der äussere Schritt der Befreiung vom religiösen Kollektiv. Er hatte den Vorteil, dass wir unsere Kurse fortan ganz ohne Rücksicht auf kollektive Glaubenssätze gestalten konnten. Wir hatten die Kirche verlassen, weil uns die Beziehung zum eigenen Inneren wichtiger war als die Persona, die Anpassung an ein religiöses Kollektiv.

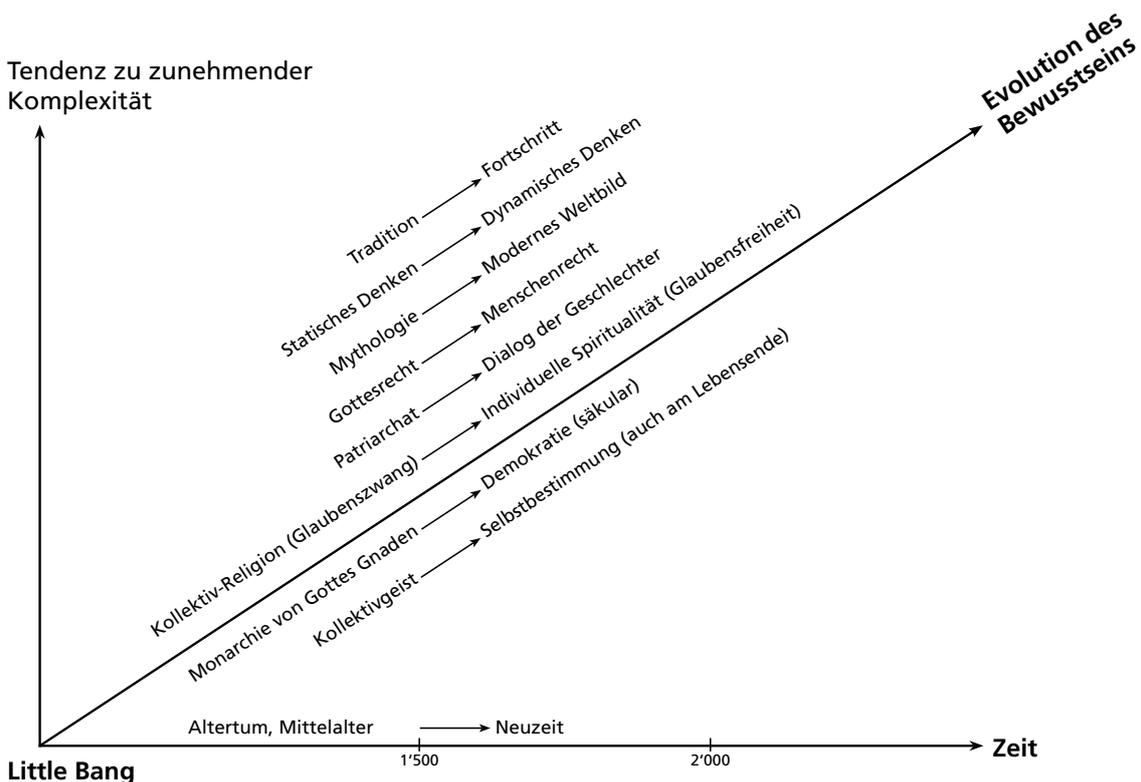
Wir kamen zur Einsicht, dass wir in unserer Begeisterung für Obrists Entdeckung die Kirche überfordert hatten, selbst die Zürcher Landeskirche, die fortschrittlichste Kirche der Welt. Aber bei aller Liberalität ist auch sie kein Verein spiritueller Einzelner, sondern ein religiöses Kollektiv, das an ein Glaubensbekenntnis gebunden ist. Uschi und ich wollten Neues schaffen, wie es die Reformatoren im 16. Jh. getan hatten. Im Gegensatz zu ihnen war es uns aber nicht vergönnt, sich *kollektiv* durchzusetzen. Doch wir hatten viele Freunde gewonnen und verkrafteten unseren Austritt, ohne Schaden zu nehmen. Wir konnten stets gut schlafen, ohne Narkotika. Fortuna war uns hold. Und bald öffnete sich ein neues Türchen.

Exit

Dem Präsidenten von Exit, einem ehemaligen Pfarr-Kollegen, hatte ich einst versprochen, ich würde ihn nach meiner Pensionierung als Freitod-Begleiter unterstützen. Dieses Versprechen löste ich jetzt ein. Die neue Aufgabe war anspruchsvoll; doch sie befriedigte mich. Auch hier kam die menschliche Neophobie wieder zum Vorschein, diesmal beim Staat, der prüfen muss, ob der Freitod rechtens erfolgt sei. Doch mit der Zeit ebte das Misstrauen ab, und heute ist die Zusammenarbeit mit den Behörden erfreulich.

In diesem Zusammenhang zeige ich noch eine letzte Grafik:

Diagramm der Bewusstseinsentwicklung in Europa



Das Diagramm zeigt, dass Exit ein Ergebnis des 1. Schritts der Bewusstseinsentwicklung ist. Das Recht auf Selbstbestimmung am Lebensende, heute ein Menschenrecht, ist undenkbar ohne die europäische Aufklärung.

Zur Illustration ein Beispiel: Vor Jahren begleitete ich eine 75-jährige Österreicherin, die seit langem in Zürich wohnte, in den Freitod. Sie kam zu Exit, weil die Medizin mit ihrer Kunst am Ende war und sie ihre Schmerzen nicht mehr aushielt. Sie war eine gute Katholikin und besuchte jeden Morgen die Frühmesse. Sie wusste, dass die Kirche ihr den Kontakt mit Exit verbot. Doch nun begann zu zweifeln, dass ihr unsägliches Leiden Gottes Wille sei, und sie fragte Gott, ob sie die Hilfe von Exit in Anspruch nehmen dürfe. Die Antwort war ihres Erachtens ein klares Ja. Sie sagte, sie habe ein gutes Gewissen.

Nachdem sie mir das erzählt hatte, fragte ich: „Gut! Sie wissen den Herrgott auf ihrer Seite; was aber sagt dessen Bodenpersonal, der Priester, der die Frühmesse liest?“ Ihre Antwort war: „Den frag ich nicht! Die Kirche ist nicht mehr, was sie einst war.“ Da haben wir's. Offensichtlich hatte die Bewusstseinsentwicklung die Frau erfasst, und nun machte sie sich auf den Weg, religiös eigenständig zu werden. Zweifellos halfen ihr die Schmerzen, sich von der Kirche zu emanzipieren. Den Herrgott liess sie leben; denn er half ihr, würdig zu sterben. Sie war keine waschechte Archaikerin mehr: Äusserlich ging sie zwar noch in die Frühmesse; aber innerlich dachte sie bereits selbstbestimmt.

Seit dem Mittelalter emanzipiert sich Europa von der Kollektiv-Religion. Der Prozess begann mit der Mystik, die eine individuelle Religiosität pflegte. In dieselbe Richtung wirkte im 16. Jh. die Reformation, mit dem Motto, Gläubige bräuchten keine Vermittlung mehr zwischen sich und dem Himmel. Daraus resultierte die Bewegung: „Los von Rom!“ Den Rest tat die moderne Aufklärung, von der auch unsere Österreicherin erfasst wurde.

Die logogenetische Regel hilft, den ganzen Prozess besser zu verstehen.

Die logogenetische Regel

Um die Sinuskurve zu durchschreiten, benötigt die Menschheit unzählige Jahrtausende. Für denselben Weg braucht ein Mensch von heute nur Jahrzehnte. Falls er bis zur Evolutionsspitze vordringt, überholt er das Gros der Menschheit.

Diese Tatsache verdankt sich einem Gesetz, das ich im Anschluss an Ernst Haeckel (1834-1919) die *logogenetische Regel* nenne. Diese bewirkt, dass sich der Einzelne in seiner Lernphase die wesentlichen geistigen Errungenschaften seines Kollektivs im Eilzugtempo zu eigen machen kann.

Vor gut einem Jahrhundert entdeckte Haeckel das biogenetische Grundgesetz, wonach Lebewesen während ihrer persönlichen Ontogenese die Phylogenese wiederholen, die biologische Evolution ihrer Art.

Da sich die Evolution des Menschen heute im *geistigen* Bereich (griechisch: logos) abspielt, übertrage ich das biogenetische Gesetz von Haeckel auf die geistige Entwicklung.

Schluss

Die Gesamtevolution ist ein unergründliches Mysterium, und die Bewusstseinsentwicklung ist ein Teil desselben, ein Stein im Bett eines grossen Stroms. Das Gefühl der Zugehörigkeit zum Ganzen beruht wohl auf der Projektion vager Erinnerungen an das embryonale Leben im Mutterleib und an die Geborgenheit des Säuglings an der Mutterbrust.

Dieses Grundgefühl verstärkt sich, wenn wir uns um den 2. Schritt der Mutation bemühen, um eine natürliche, individuelle Spiritualität. Meinem Leben gab das einen Sinn.

Vielen Dank fürs Zuhören.